

Feuilleton-Beilage

Leipziger Volkszeitung 1907 Nr. 256

Redakteur: Dr. Gustav Morgenstern.

Herrn Arnes Maß.

Legende von Selma Lagerlöf.

[Nachdruck verboten.]

Im Pfarrhose von Solberga.

III.

Als Torarin auf die Straße hinausfuhr, kam ihm sein Hund Grim entgegen und sprang auf die Führe hinauf. Als Torarin sah, daß der Hund vor dem Pfarrhof gewartet hatte, wurde er aufs neue unruhig. „Lieber, warum stehst du den ganzen Abend hier unten Tor? Warum gehst du nicht in die Hütte und läßt dir einen Abendimbiss geben?“ sagte er zum Hunde. „Nimm Herrn Arne etwas Bieres bevorstehen? Vielleicht habe ich ihn zum letzten Mal gesehen. Aber auch ein solcher Meck wie er muß wohl einmal sterben. Er ist nun wohl in die neunzig Jahre alt.“

Er lenkte das Pferd auf einen Weg, der an dem Hofe Branschög vorbei nach Odmalstäl führte.

Als er nach Branschög kam, sah er, daß Schlitzen auf dem Hofe standen und ein Lichtschein durch die verschlossenen Fensterrahmen drang.

Da sagte Torarin zu Grim: „Hier sind die Leute noch auf. Ich will hineinfahren und fragen, ob sie heute Abend hier im Hause Meßer geschliffen haben.“

Er fuhr in den Hof, aber als er die Tür zur Stube öffnete, sah er, daß drinnen ein Gastmahl abgehalten wurde. Auf den Wänden, den Wänden entlang, saßen alle Männer und tranken Bier, und auf der Diele gingen die Jungen umher und spielten und tanzten.

Torarin sah sogleich, daß hier niemand daran dachte, seine Waffen zu blutigen Tat zu bereiten. Er schlug die Tür wieder zu und wollte seiner Wege gehen, aber der Herr des Hauses kam ihm nach. Er bat Torarin, zu bleiben, da er nun einmal gekommen wäre, und zog ihn mit hinein in die Stube.

Torarin sah eine gute Weile in großem Behagen da und plauderte mit den Bauern. Sie waren sehr aufgeräumt, und Torarin war es zufrieden, sich alle düsteren Gedanken aus dem Sinne zu schlagen.

Aber Torarin war nicht der einzige, der an diesem Abend spät zum Gastmahl kam. Lange nachher traten ein Mann und eine Frau zur Tür herein. Sie waren dürrig gekleidet, und sie blieben verzagt in der Ecke zwischen der Tür und dem Herde stehen.

Der Wirt ging sogleich zu den beiden Gästen hin. Er nahm sie beide bei der Hand und führte sie hinauf in die Stube. Dann sagte er zu den übrigen: „Ist es nicht wahr, was man sagt: die, die den kürzesten Weg haben, kommen am spätesten aus Ziel? Dies hind meine nächsten Nachbarn. Es gibt keine anderen Ansiedler hier in Branschög, als sie und mich.“

„Sage lieber gleich, daß es keine gibt außer dir“, sagte der Mann. „Du kannst mich nicht einen Ansiedler nennen. Ich bin nur ein armer Köhler, den du auf deinem Boden bauen liehest.“

Der Mann schloß sich neben Torarin, und sie begannen miteinander zu sprechen. Der neue Ansiedler erzählte Torarin, warum er so spät zum Gastmahl käme. Das wäre, weil sie dabei in ihrer Hütte einen Besuch gehabt hätten, den sie nicht allein zu lassen wagten. Es waren drei Gerbergesellen, die den ganzen Tag bei ihnen verbracht hätten. Am Morgen, als sie gekommen wären, wären sie ermattet und krank gewesen. Sie hätten gesagt, sie seien eine ganze Woche im Walde umhergeirrt. Aber nachdem sie gegessen und geschlafen hätten, wären sie bald zu Kräften gekommen, und am Abend hätten sie gefragt, welches Wechßel das reichste und größte in der Gegend sei. Dorthin wollten sie gehen, um Arbeit zu suchen. Die Frau hätte ihnen geantwortet, daß der Pfarrhof, wo Herr Arne wohnte, das anspruchsvollste Anwesen wäre. Da hätten sie allsogleich aus ihren Mänteln lange Meßer gezogen und angefangen, sie zu schleifen. Dies hätten sie eine gute Weile fortgesetzt, und dabei hätten sie so wild ausgehört, daß der Köhler und sein Weib nicht gewagt hätten, das Haus zu verlassen. „Ich sehe sie noch vor mir, wie sie dasjenige und mit ihren Meßern knirschten“, sagte der Mann. „Sie sahen fürchterlich aus, sie hatten große Warte, die sie so manchen Tag nicht geküßt oder gepflegt hatten, und sie waren in zottige Fellröcke gekleidet, die zerfetzt und schraubig waren. Ich glaube, es seien drei Wehrwölfe in die Stube gekommen. Ich war froh, als sie sich endlich tollten.“

Als Torarin dies hörte, erzählte er dem Köhler, was er selbst im Pfarrhose mitgemacht hatte.

„Also war es wahr, daß sie heute Abend in Branschög Meßer schliffen“, sagte Torarin und lachte. Er hatte viel getrunken, weil er so traurig und bedrückt auf den Hof gekommen war. Und so hatte er denn versuchen müssen, sich zu weihen, was gut er konnte. „Nun bin ich wieder froh“, sagte er, „da ich jetzt weiß, daß die Pfarrersfrau kein anderes Vorzeichen gehört hat, als ein paar Gerber, die ihre Werkzeuge in Ordnung brachten.“

IV.

Wenige nach Mitternacht traten ein paar Männer aus der Stube auf Branschög, um ihre Pferde anzuschieren und heimzuführen.

Als sie auf den Hof kamen, sahen sie im Norden eine Feuerbrunnst zum Himmel fladern. Sie eilten sogleich in die Stube zurück und riefen: „Stehet auf! Stehet auf! Der Pfarrhof von Solberga steht in Flammen!“

Es waren viele Leute bei dem Gastmahl, und wer ein Pferd hatte, schwang sich darauf und eilte zum Pfarrhof, aber beinahe ebenso rasch kamen die and' Ziel, die auf ihren eigenen Stühlen hinaufsaßen. Als die Leute zum Pfarrhof kamen, sahen da kein Mensch auf zu sein, sondern alle schienen zu schlafen, obgleich das Feuer hoch zum Himmel loderte.

Aber es war keines der Häuser, das brannte, sondern ein großer Haufen Meißel und Stroh und Holz, der an der Wand des alten Pfarrhauses aufgeschichtet war. Er konnte noch nicht lange gebrannt haben. Die Flammen hatten gerade nur das gute Zimmerholz der Wand geschwärzt und den Schnee auf dem Strohdache zum Schmelzen gebracht. Jetzt war jedoch das Stroh des Daches im Begriffe anzubrennen. Alle begriffen sogleich, daß dies ein Brandbrand war. Sie gingen zu zweifeln an, ob Herr Arne und seine Hausgenossen wirklich schliefen, oder ob ein Unglück sie betroffen hätte.

Aber bevor die Retter in das Haus drangen, wälzten sie mit langen Stangen den brennenden Scheiterhaufen von der Hauswand fort und leitetten auf das Dach und rissen das Stroh ab, das zu rauchen begonnen hatte und nahe daran war, Feuer zu fangen.

Dann gingen ein paar Männer auf die Haustür zu, um einzutreten und Herrn Arne zu wecken, aber als der, der voranging, zur Schwelle kam, wich er zur Seite und ließ einen den Kopf, den noch ihm kam.

Dieser machte einen Schritt vorwärts, aber als er die Hand nach dem Türgriff ausstrecken wollte, ging er zurück und machte jenen Platz, die hinter ihn standen.

Es dämmte sie eine grauliche Tür, die da zu öffnen war; denn es kam ein breiter Blutstrom unter der Schwelle hervorgerollt, und der Türgriff war mit Blut beschudelt.

Da ging die Tür vor ihnen auf, und Herrn Arnes Hilfsgeistlicher kam heraus. Er taumelte auf die Männer zu, er hatte eine tiefe Wunde im Kopfe und war blutüberströmt. Er stand einen Augenblick aufrecht und redete seine Hand empor, um Schwereigen zu gebieten. Dann sagte er mit raschender Stimme:

„In dieser Nacht ist Herr Arne und sein ganzes Haus von drei Männern ermordet worden, die durch den Bindfang des Daches hereingeklettert kamen und in zottige Felle gekleidet waren. Sie stürzten sich über uns her wie wilde Tiere und töteten uns.“

Wehr vermochte er nicht zu sagen. Er fiel vor den Füßen der Männer hin und war tot.

Nun traten die Leute in das Haus und fanden alles so, wie der Hilfspfarrer gesagt hatte.

Die große Eichentruhe, in der Herr Arne sein Geld verwahrte, war verschwunden, und Herrn Arnes Pferd war aus dem Stalle genommen, und sein Schlitzen aus dem Schuppen.

Es führten Schlitzenpuren vom Hofe über die Pfarrhofwiesen hinaus zum Meer, und ein Dutzend Männer eilten davon, um die Mörder zu greifen. Aber die Frauen mühten sich um die Toten und trugen sie aus der bluttriefenden Stube hinaus in den reinen Schnee.

Da fand man nicht alle von Herrn Arnes Hausgenossen, sondern einer fehlte. Es war die arme Jungfrau, die Herr Arne in sein Haus aufgenommen hatte. Da herrschte große Verwunderung, ob es ihr vielleicht gegliedert wäre, zu entfliehen, oder ob die Mörder sie mitgenommen hätten.

Aber als sie das ganze Haus genau durchsuchten, fanden sie sie zwischen dem großen Ofen und der Wand versteckt. Sie hatte sich während des Kampfes dort verborgen gehalten und war ganz unversehrt. Wer sie war vom Schrecken so mitgenommen, daß sie nicht Rede noch Antwort stehen konnte.

Auf den Brücken.

Die arme Jungfrau, die von dem Blutbade verschont geblieben war, hatte Torarin mit nach Marstrand genommen. Er hatte ein so großes Mitleid für sie gefaßt, daß er ihr angeboten hatte, sie möge in seiner engen Hütte wohnen und Speise und Trank mit ihm und seiner Mutter teilen.

Dies ist das einzige, was ich für Herrn Arne tun kann, dachte Torarin, zum Lohn für alle die vielen Male, wo er mir meine Fische abgekauft und mich an seinem Tische hat essen lassen.

„So arm und gering ich auch bin, dachte Torarin, ist es doch besser für die Jungfrau, daß sie mit mir in die Stadt kommt, als wenn sie hier bei den Bauern bleibt. In Marstrand gibt es viele reiche Bürger, und die Jungfrau wird vielleicht bei einem von ihnen einen Dienst finden und so ihr gutes Auskommen haben.“

In den ersten Tagen, nachdem die Jungfrau zur Stadt gekommen war, sah sie da und weinte vom Morgen bis zum Abend. Sie jammerte über Herrn Arne und sein Haus, und sie sagte, weil sie alle verloren hatte, die ihr nahe standen. Am meisten jedoch wehlagte sie über ihre Milchschwester und sagte, sie wünschte, sie hätte sich nicht an der Mauer versteckt, so daß sie ihr in den Tod hätte folgen können.

Torarins Mutter sagte nichts dazu, solange der Sohn daheim war. Aber als er wieder seine Fahrt angetreten hatte, sagte sie eines Morgens zu der Jungfrau: „Ich bin nicht so reich, Esalill, daß ich dir Nahrung und Kleidung geben kann, damit du hier mit den Händen im Schoße sitzt und deinen Stummer häst. Komm du mit mir hinunter auf die Brücken und lerne Fische reinigen!“

Da ging Esalill mit ihr hinunter auf die Brücken und stand den ganzen Tag unter den andern Fischweibern und arbeitete. Aber die meisten Frauen auf den Brücken waren jung und frohgemut. Sie begannen mit Esalill zu sprechen und fragten sie, warum sie so traurig und stumm wäre.

Da begann Esalill ihnen zu erzählen, was für ein Abenteuer ihr vor nicht mehr als drei Nächten widerfahren war. Sie erzählte von den drei Mäubern, die durch den Bindfang des Daches in die Stube gedrungen waren und alle ermordet hatten, die ihr im Leben nahe standen.

Als Esalill dies erzählte, fiel ein schwarzer Schatten auf den Tisch, an dem sie stand und arbeitete. Und als sie aufschah, standen vor ihr drei vornehme Herren, die breite Hüfte mit großen Federn trugen und Samtkleider mit großen Puffen, die mit Seide und Gold besetzt waren.

Einer von ihnen schien der Vornehmste zu sein. Er war sehr bleich, sein Bart war geschoren, und die Augen lagen tief in ihren Höhlen. Es hatte den Anschein, als wäre er längst krank gewesen. Aber sonst sah er aus wie ein fröhlicher und fühner Kavallerier, der auf den besonnenen Brücken umherginge, um die Leute seine schönen Kleider und sein schönes Gesicht sehen zu lassen.

Esalill hielt mit der Arbeit und mit der Erzählung inne. Sie stand mit offenem Munde und aufgerissenen Augen da und betrachtete ihn. Und er lächelte ihr zu.

„Wir sind nicht hergekommen, um dich zu erschrecken, Jungfrau“, sagte er, „und wir bitten dich, daß du auch uns gestattest, deiner Erzählung zu lauschen.“

Die arme Esalill, niemals in ihrem ganzen Leben hatte sie einen solchen Mann gesehen. Sie vermeinte, vor ihm nicht sprechen zu können. Sie schweig nur und sah hinunter auf ihre Arbeit.

Da begann der Fremde noch einmal: „Sei doch nicht bange, Jungfrau. Wir sind Scholten, die wohl an die zehn Jahre in den Diensten des Königs Johann von Schweden gestanden haben, aber jetzt haben wir Urlaub und wollen heimreisen. Wir sind nach Marstrand gekommen, um eine Fahrgelgenheit nach Schottland hinüber zu finden, aber als wir herkamen, lagen alle Stunde und Fjorde gefroren, und hier müssen wir nun bleiben und warten. Wir haben keinerlei Beschäftigung, und darum schlendern wir über die Brücken, um Leute zu treffen. Wir wären froh, Jungfrau, wenn du uns deine Geschichte hören liegest.“

Esalill begriff, daß er so lange sprach, um ihre Zeit zu geben, ihre Haltung wiederzuverlangen. Endlich dachte sie bei sich selber: Du mußt doch wohl zeigen, daß du nicht zu gering bist, um mit einem hohen Herrn zu sprechen, Esalill! Du bist doch eine Jungfrau von guter Geburt und keine Fischweib! „Ich sprach nur von dem großen Blutbade im Pfarrhose von Solberga“, sagte Esalill. „Es sind dreier so viele, die davon zu erzählen wissen.“

„Ja“, sagte der Fremde, „aber ich wußte bis jetzt nicht, daß jemand von Herrn Arnes Leuten mit dem Leben davon gekommen ist.“

Da erzählte Esalill noch einmal von dem Eindringen der wilden Mäuber. Sie erzählte, wie die alten Knichte sich um Herrn Arne geschart hatten, um ihn zu schützen, und wie Herr Arne selbst sein Schwert von der Wand gerissen hatte und auf die Mäuber eingedrungen war, die aber hatten sie alle besiegt. Und die alte Pfarrersfrau hatte das Schwert ihres Mannes aufgehoben und war auf die Mäuber losgegangen, aber sie hatten sie nur ausgelacht und sie mit einem Holzstiel zu Boden geschlagen. Und alle die andern Frauen hatten sich auf die Ofenmauer verkrochen, aber als die Männer tot waren, kamen die Mörder und rissen sie herunter und töteten sie. Die letzte, die sie töteten“, sagte Esalill, „war meine liebe Pflege-schwester. Sie hat so lebhaftig um ihr Leben, und zwei von ihnen wollten es ihr schenken, aber der dritte sagte, alle mühten sterben, und stach ihr sein Messer ins Herz.“

Solange Esalill von Mord und Blut sprach, standen die drei Männer vor ihr still. Sie tauschten einen Blick miteinander, aber ihre Ohren wurden gleichsam lang vom Geräusch, und ihre Augen funkelten, und zuweilen öffneten sich ihre Lippen, so daß die Zahnräder hervorleuchteten.

Esalill stand da, die Augen voll Tränen, nicht ein einziges Mal sah sie auf, während sie sprach. Sie sah nicht, daß der Mann vor ihr Augen und Zähne hatte wie ein Wolf. Erst als sie zu Ende gesprochen hatte, trocknete sie ihre Tränen und sah zu ihm auf.

Doch als er Esalills Augen begegnete, veränderte sich sein Gesicht allsogleich.

„Da du die Mörder so gut gesehen hast, Jungfrau“, sagte er, „hättest du sie wohl sogleich wiedererkannt, wenn du ihnen begegnet wärest?“

„Hah ich sie doch nicht anders gesehen, als beim Schenken der Aienpäne, die sie aus dem Herde rissen, um sich beim Werdren zu leuchten“, sagte Esalill, „aber dennoch würde ich sie mit Gottes Hilfe wohl wiedererkennen. Und ich bete alle Tage zu Gott, daß ich ihnen begegnen möchte.“

„Was meinst du damit, Jungfrau?“ fragte der Fremde.

„Ist es nicht wahr, daß die mörderischen Wanderer tot sind?“

„Ja, das weiß ich wohl“, sagte Esalill. „Die Bauern, die ihnen nachjagten, verfolgten ihre Spuren vom Pfarrhose bis zu einer Wale im Eise. Bis dorthin sahen sie auf dem blanken Eisspiegel Spuren von Schlitzenhufen, Spuren von Pferdehufen, Fußstapfen von Menschen, die harte, eisenschlagene Schuhe getragen hatten. Aber von der Wale führten keine Spuren weiter über das Eis, und darum glauben die Bauern, daß alle tot wären.“

„Glaubst du, Esalill, denn nicht, daß sie tot sind?“ fragte der Fremde.

„Doch, ich glaube wohl, daß sie ertrunken sind“, sagte Esalill, „und dennoch bete ich jeden Tag zu Gott, daß sie entronnen sein möchten. Ich spreche so zu Gott: Laß es so sein, daß sie nur mit Pferd und Schlitzen in die Wale gefahren, daß sie selbst aber davonkommen sein möchten.“

„Warum wolltest du das, Esalill?“ fragte der Fremde.

Das zarte Mägdlein Esalill, das warf den Kopf zurück, und ihre Augen leuchteten: „Ich wollte wohl, daß sie lebten, damit ich sie ausfindig machen und greifen könnte. Ich wollte, daß sie lebten, damit ich ihnen das Herz aus der Brust reißen könnte. Ich wollte, daß sie lebten, damit ich ihren Leib in vier Teile zerstückelt auf das Rad gekochten sähe.“

„Wie wolltest du dies alles bewerkstelligen?“ sagte der Fremde.

„Du bist ja nur so ein schwaches, kleines Jungfräulein.“

„Wenn sie lebten“, sagte Esalill, „dann würde ich sie schon der Straße zuführen. Lieber wollte ich selbst in den Tod gehen, als sie entronnen lassen. Sie mögen wohl stark und gewaltig sein, das weiß ich, aber mir würden sie nicht entronnen können.“

Da lächelte der Fremde, aber Esalill stampfte mit dem Fuße.

„Wenn sie lebten, dann würde ich dessen wohl eingedenk sein, daß sie mir mein Heim genommen haben, so daß ich jetzt eine arme Dien bin, die auf der kalten Brücke stehen und Fische schuppen muß. Ich würde mich dessen erinnern, daß sie alle getötet haben, die mir nahe standen. Und besonders würde ich mich seiner erinnern, der meine Milchschwester von der Mauer heruntergerettete und sie mordete, die mir so hold gemint war.“

Als die kleine zarte Jungfrau aber so großen Born zeigte, da begannen die drei schottischen Kriegerleute zu lachen. Sie waren so lachhaftig, daß sie ihrer Wege gingen, damit Esalill keinen Anstoß daran nähme. Sie gingen über den Hafen ein enges Gäßchen hinauf, das zum Marstapfe führte. Aber noch lange, nachdem sie verschwunden waren, hörte Esalill, wie sie aus vollem Halse lachten, höhniisch und gelbend.

(Fortsetzung folgt.)

Ueberpflanzen.

Die Pflanzen, von denen hier die Rede sein soll, sind zum weitest recht beschiedene Bürger des Pflanzenreichs und eiliche von ihnen zählen zu den stattlichsten Pflanzen, die wir kennen. Bei uns sind die Ueberpflanzen meist nur Moose und Flechten, die sich an der Borke der Bäume ansiedeln, in den Tropen aber gibt es Farne, Orchideen, Bromeliaceen und andre Blütenpflanzen in so großer Menge auf den Bäumen, daß man, wie Francé sagt, oft genug im Tropenwald einen Ast zusammenbrechen sieht, der seiner lebenden Ueberlast nicht mehr gewachsen ist. Der Name „Ueberpflanze“ wird dadurch leicht erklärlich; der Botaniker nennt diese Pflanzen auch Epiphyten. Alle diese Pflanzen sind Xerophyten, Dürrepflanzen, deren Hauptlebensfrage in der Beschaffung von Wasser besteht. Daß ein Gewächs, das in luftiger Höhe auf einer andern Pflanze aufwächst, ohne mit dem Erdboden in Verbindung zu stehen, mit steter Trockenheit zu kämpfen hat, ist ohne weiteres einleuchtend.

Wie ist es aber möglich, daß sich diese unglücklichen, die sich einen so unborteilhaftigen Lebensstil ausgesucht haben, überhaupt am Leben erhalten, daß sie nicht aus Mangel an Nahrung eingehen? Zumal da sie nicht, wie die Schmarotzer, dazu außersehen sind, den Bäumen, auf denen sie leben, Säfte zu entziehen. Diese Frage beantwortet Francé durch den Hinweis, daß die Ueberpflanzen so beschiedene sind, daß ihnen die wenigen humosen und mineralischen Substanzen zum Leben genügen, die ein gütiger Windstoß bei den Flechten in die Augen und Rippen der Borke, bei sonstigen Ueberpflanzen zwischen ihr oft lang herabhängendes Wurzelgeflecht oder die Wirtel und Nischen ihrer Blätter trägt. Die häufig zu diesem Auffaugen recht zweckmäßig eingerichtet sind. Aus der Luft können sie Kohlenstoff nach Bedarf aufnehmen, da ihnen ihr hoher Standort stets das dazu nötige Licht in genügender Menge gewährt.